



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue biographische Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Missouri und Wisconsin als den Ausfluß der mangelhaften Bildung untergeordneter Pfennigschriftsteller mit Verachtung angesehen hatte und deren Hohlheit dort sogar die einfachen Hinterwaldsleute bald einsahen. Leider ist es nur eine von den vielen betrübenden Erfahrungen, die jeder machen muß, der die deutsche Presse von heute mit der vor einem Menschenalter vergleicht. Als damals Mark Twain seine Satire auf die schwerfälligen deutschen Zeitungen losließ, konnten wir überlegen darüber lächeln, denn wir wußten, daß sie tausendmal gründlicher, ehrlicher und anständiger als die amerikanischen waren. Es hat sich sehr zum Schlimmen verändert. Doch darüber ein andermal.



## Neue biographische Litteratur



Die biographische Litteratur zu unsrer neuern deutschen Geschichte nimmt in der Breite immer mehr zu und steigt zum Glück vielfach auch wirklich in die Tiefe. Wir weisen hier wenigstens auf einige wichtigere Erscheinungen der allerletzten Zeit hin. Voran stehn an Umfang und wohl auch an innerer Wichtigkeit die Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel, herausgegeben von Heinrich von Poschinger (Berlin, 1901, E. S. Mittler u. Sohn, 3 Bände), mit denen die historische Wissenschaft sich nur langsam wird auseinandersetzen können. Das Buch ist in der gewöhnlichen, hinlänglich bekannten, äußerlichen Art des Herausgebers hergestellt; es beruht auf der ausgedehnten und sorgfältig aufbewahrten Korrespondenz Manteuffels mit zahlreichen hochstehenden oder sonst wichtigen Persönlichkeiten und verbindet die meist vollständig mitgetheilten Stücke, nach Zeiträumen und Inhalt (Auswärtiges, Inneres) angeordnet, mit einem kurzen einleitenden oder untereinander verknüpfenden Texte. Ein Versuch zu einer verarbeitenden Darstellung wird nirgends gemacht, und dort, wo ein zusammenhängender Bericht unvermeidlich ist, nämlich über die Zeit bis zum Eintritt in die eigentliche politische Laufbahn 1847, also über die Jugend und das Emporkommen des Mannes (geb. 3. Februar 1805), ist er dürftig und trocken; es wird z. B. nicht einmal angedeutet, daß für sein Leben der Anfall seiner heimatlichen Landschaft, der sächsischen Niederlausitz an Preußen 1815, schlechtthin entscheidend war, und von seiner Vorbildung in Schulpforta 1819 bis 1824 erfahren wir so gut wie nichts. Das Ganze erscheint also nur als eine geordnete Stoffsammlung, und zwar ausschließlich aus dem Manteuffelschen Familienarchiv in Krossen. Der erste Band umfaßt die Zeit bis 1851, vor allem also die ersten Jahre seiner Ministerschaft (seit November 1848), der zweite die Jahre 1851 bis 1854, der dritte die Periode 1854 bis 1858, bis zu seinem Rücktritt, und die Jahre des langen Ruhestands bis zu seinem Tode am 26. November 1882. Gleichwohl verfolgt der Herausgeber eine bestimmte Absicht. Er hofft durch seine Veröffentlichung zu zeigen, daß der Mann von Olmütz, der Reaktionsminister, bei dessen Sturz in Preußen alles aufatmete, wie von einem Alp befreit, doch viel mehr gewesen sei als das: daß er nämlich, indem er „den feudalen Schutt“ weggeschaufelt und das tief erschütterte Königtum aufs neue befestigt habe, die Fundamente für einen Neubau befreit und das Königtum zu der entscheidenden, das Deutsche Reich begründenden Politik unter Wilhelm I. erst befähigt habe. Auch wollte er keineswegs im Schlepptau Öster-

reichs schwimmen, sondern vertrat eine selbständige preußische Politik am Bundestage wie in den auswärtigen Beziehungen, stimmte darin also ganz mit Bismarck überein, den ja er nach Frankfurt brachte; wenn er den Vertrag von Olmütz schloß, so zog er damit nur die Konsequenzen der vorausgehenden schwankenden, unsicheren Politik, nicht seiner eignen (wobei freilich hinzugefügt werden muß, daß Manteuffel einen Sieg über Oesterreich geradezu fürchtete und um keinen Preis mit der „Revolution,“ d. h. mit der volkstümlichen Einheitsbewegung gehn wollte). Leider bringt Poschinger gerade über diese Verhandlungen gar nichts Neues; er begnügt sich damit, den Bericht Abekens, der doch nicht tiefer eingeweiht war, und einige Urteile von Historikern abzudrucken. Wie viel Neues er sonst mitteilt, kann erst eine tiefer eindringende Kritik lehren, denn er selbst macht darüber niemals eine Angabe. Sehr charakteristisch ist unter anderm eine Denkschrift des Königs vom 13. Mai 1851 (II, 24) über die Umgestaltung des Abgeordnetenhauses in „eine Vertretung der großen Städte und der Kreis-korporationen,“ also in eine ständische Form, wie sie seinen Idealen entsprach, und nicht weniger merkwürdig sind die beiden Schreiben des Prinzregenten vom 3. November 1858, die dem Minister seine Entlassung ankündigen (III, 334 f.). Seitdem lebte er auf seinem niederlausitzischen Gute Krossen in Zurückgezogenheit, aber mit immerer Teilnahme den Ereignissen folgend; er bot sogar Anfang Juni 1866 dem König seine Dienste an, obwohl er, wie sein Schreiben deutlich genug zwischen den Zeilen lesen läßt, mit Bismarcks Politik keineswegs einverstanden war (III, 368 f.), und wurde kurz vorher — im Januar desselben Jahres — ins Herrenhaus berufen. Über Manteuffels Stellung zu den Ereignissen von 1870/71 liegt ein Brief an Bismarck vom 23. August 1870 vor, der sich für die Herstellung eines Deutschen Reichs und die Erwerbung Elsaß-Lothringens, aber als eines neutralisierten Reichslands ausspricht (III, 377 f.), ihn also in wesentlicher Übereinstimmung mit Bismarck zeigt. Hingegen trat er später gegen den Kulturkampf im Herrenhause mehrfach mit aller Schärfe auf, was man ihm heute vielleicht weniger verübeln wird als früher. Nach seiner letzten Rede (15. Mai 1874) zog er sich ganz auf sein Amt als Landtagsmarschall der Provinz Brandenburg zurück, wozu ihn 1868 der König ernannt hatte, seit 1873 die Stände immer wieder wählten, bis ihn zunehmende Schwäche 1880 nötigte, auch diese Stellung aufzugeben.

Einen ähnlichen Charakter wie Poschingers Buch, nämlich den einer Stoffsammlung, trägt, wenigstens größtenteils, das in demselben Verlag wie dieses erschienene Werk: August von Göben. Eine Auswahl seiner Briefe mit einem einleitenden Charakterbilde von Gebhard Zernin. Mit einem Bildnisse in Stahlstich, 1901. Es bietet eine fortlaufende ausgewählte Reihe von Briefen des Generals (meist an seine Gemahlin), die von 1834 bis 1871 reichen, auf Grund der größern 1895/97 veröffentlichten zweibändigen Biographie aus der Feder desselben Verfassers. Dazu aber kommt ein knapp und lebendig geschriebenes, für weitere Kreise bestimmtes Lebens- und Charakterbild des Generals, das durch die mitgeteilten Briefe aufs trefflichste erläutert wird, und sicher wird das Buch dazu beitragen, das Bild des merkwürdigen und bedeutenden Mannes, der nach einer abenteuerlichen Jugend — er focht 1834 bis 1840 als Karlist in Spanien — unter preußischer Fahne an vier Feldzügen, 1849 in Baden, 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen die Bayern und das VIII. Bundesarmeekorps, 1870/71 gegen Frankreich und immer siegreich teilnahm und dabei in verschiedenen Stellungen von wachsender Bedeutung und Selbständigkeit die glänzendsten Eigenschaften eines Feldherrn entfaltete, dem deutschen Volke lebendig zu machen. Er gehört zu den zahlreichen ausgezeichneten Männern, die Preußen aus andern deutschen Staaten an sich zu ziehn wußte, wie Gneisenau, Scharnhorst, Moltke, um nur Soldaten zu nennen, denn er war am 10. Dezember 1816 in Stade geboren und trat aus freier Wahl, alle Bedenken seiner hannoverschen Verwandten mit energischem Ent-

schluß beiseite schiebend, 1833 in die preußische Armee ein, der er noch in voller Manneskraft, am 13. November 1880, entrißen wurde.

Eine wirkliche durchgeführte Biographie ist das Werk von W. Wigge: Feldmarschall Graf Moltke. Ein militärisches Lebensbild. (2 Bände. München, C. F. Beck, 1901.) Der Verfasser, Oberst des 7. rheinischen Infanterieregiments Nr. 69 in Trier, will vor allem ein Bild der militärischen Entwicklung und Thätigkeit Moltkes geben, die ihm bei den bisher erschienenen Biographien hinter dem Menschlichen zu sehr zurückzutreten scheinen. Er hat deshalb nicht nur die ganze sehr umfangreiche Litteratur benutzt, sondern auch die Akten des Kriegsarchivs, des Großen Generalstabs und einiger anderer Behörden, sowie persönliche Mitteilungen solcher Männer, die dem großen Strategen nahe gestanden haben. Aus demselben Grunde behandelt er im ersten Bande, der bis zur Ernennung Moltkes zum Chef des Generalstabs im Herbst 1857 reicht, die Thätigkeit seines Felden in der Türkei 1835 bis 1839 besonders ausführlich (I, 49 bis 217), denn schon hier treten sein militärischer Scharfblick, seine rührige Umsicht und das lebendige Interesse für Land und Leute sehr charakteristisch hervor; dieser junge Offizier ist schon in jedem Zuge der spätere Heerführer. Die Kriege 1864 bis 1871 werden natürlich nur soweit behandelt, als Moltke dabei persönlich beteiligt war; da er aber 1866 und 1870/71 thatsächlich alles leitete, so erhalten wir auch ein vom Standpunkt des Generalstabschefs aus geschautes Bild der Ereignisse, und auch viel behandelten Streitfragen geht der Verfasser dabei nicht aus dem Wege, wie etwa der Frage, warum bei Königgrätz keine energische Verfolgung eingeleitet worden sei (II, 205 ff.), oder dem damals und später mit einer gewissen Hitze geführten Streit über die Beschließung von Paris (II, 340 ff.). Die Darstellung ist überall klar und leidenschaftslos, für jeden Gebildeten vollkommen verständlich und interessant, nicht mit militärischen Einzelheiten überladen, allerdings nach der Art der Militärs, die sich gewöhnlich scheuen, lebhaft zu schildern und Bilder zu geben, etwas sehr zurückhaltend. Kartenbeilagen, fünf für den ersten, sieben für den zweiten Band, fördern wesentlich das Verständnis.

Mit wohlthuender Wärme ist die Biographie geschrieben, die Bernhard von Simson über seinen Vater veröffentlicht hat: Eduard von Simson. Erinnerungen aus seinem Leben. (Leipzig, S. Hirzel, 1900.) Er hat dazu eigenhändige Aufzeichnungen, Briefe, Aktenstücke, stenographische Berichte, eigne und fremde Erinnerungen zu einem trefflichen, anziehenden Bilde verarbeitet. Gewiß gehört Simson zu den merkwürdigsten Männern dieser reichen Zeit. Jüdischer Abkunft, was keineswegs verschleiert wird, erst mit 13 Jahren 1823 zur evangelischen Kirche übergetreten, der sich später auch seine Eltern zuwandten, wurde er ein guter Deutscher und ein überzeugter Monarchist, kein Mann von hartem Metall und heißer Thatkraft, durch und durch Optimist, aber vortrefflich geeignet, milde zu vermitteln und andre klug und würdevoll zu lenken. Diesen Eigenschaften verdankt er seine geschichtliche Rolle als Leiter großer parlamentarischer Versammlungen und als erster Präsident des Reichsgerichts. Als Präsident des Frankfurter Parlaments bot er am 3. April 1849 Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone an, in derselben Stellung leitete er 1850 das Volkshaus des Erfurter Parlaments, seit 1867 den Norddeutschen Reichstag und das Zollparlament; er war es deshalb, der am 3. Oktober 1867 dem König Wilhelm auf der Burg Hohenzollern, im Herzen des noch grollend abseits stehenden Süddeutschland, die bedeutungsvolle Huldigungsadresse des Reichstags überreichte und ihm am 18. Dezember 1870 in Versailles die Bitte des Hauses vortrug, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen; er hat dann auch den deutschen Reichstag bis zu seiner Berufung ans Reichsgericht im April 1879 geleitet. Ein sprechend ähnliches Bildnis in Heliogravüre und einige Familien sind beigegeben.

Einen Mann von ganz anderer Art, einen zähen, hartköpfigen Germanen nieder-sächsischer Prägung schildert Gustav Stüve: Johann Carl Vertram Stüve, nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. (2 Bände. Hannover und Leipzig, Hahn, 1900.) Aufs festeste wurzelte er in seiner Vaterstadt Osnabrück und dem alten Hochstift, die er noch als Knabe (geb. 1798) in ihrer Eigentümlichkeit gesehen, deren Geschichte er mit liebevoller Gründlichkeit behandelt, deren Dienste er sich gewidmet hat; erst 1815 trat er mit seiner Heimat in den Verband eines größeren Staatswesens, Hannovers, ein, und mit derselben Pflichttreue hat er ihm dann als Abgeordneter und Minister gedient. Aber seine Anschauung ist doch vor allem durch Osnabrück gebildet worden. Sein politisches Ideal war die autonome, auf eigenem Rechte stehende Gemeinde; der Bureaukratie und der Schablone, absolutistischer Willkür und aller Gewaltanwendung war er ein abgesagter Feind, und, selbst im praktischen politischen Leben geschult, wollte er von politischen Theorien ebensowenig etwas wissen wie von der Professorengeschichtsschreibung in der Studierstube. Mit der Politik Hannovers seit dem Verfassungsbruch von 1837 war er gar nicht einverstanden; er sah darum den Untergang der hannoverschen Selbständigkeit 1866 als deren unvermeidliche Folge auf und lehnte jede Teilnahme an welfischen Demonstrationen ab; aber zu dem neuen Wesen, zum Norddeutschen Bunde und zum Deutschen Reich vermochte er ebensowenig Vertrauen zu fassen, denn er hatte eine Reform der deutschen Gesamtverfassung, deren Notwendigkeit er durchaus anerkannte, nur von einer friedlichen Weiterentwicklung der Bundesverfassung von 1815 erhofft, für die er 1849 einen merkwürdigen Entwurf aufgestellt hatte. So stand er in seiner ganzen Anschauung vereinsamt, in der That eine Partei für sich selbst, wie ein dem ersten Bände vorgelesenes Wort Dantes sagt, und hatte keine Freude mehr an dem, was Millionen Deutsche mit frohem Stolz erfüllte, als er am 16. Februar 1872 in seiner Vaterstadt verschied. Solche Charaktere wie er machen es mehr als lange Auseinandersetzungen verständlich, warum das deutsche Volk so unendlich schwer und so spät, fast zu spät, zu einer nationalen Staatsordnung gelangt ist; es liegt eben im Wesen unsers Volks, daß jeder auf seiner Ansicht, seiner Überzeugung stehn will. Darüber hat es so oft und so lange vergessen, daß der Staat vor allem Macht ist, die Macht, sich selbst zu behaupten, nicht nur eine Rechts- oder Wirtschaftsgenossenschaft, auch keine Akademie für Kunst und Wissenschaft, daß es also die höchste Pflicht einer Nation ist, ein selbständiges politisches Ganze zu bilden, sogar mit dem Bruch alter hemmender Rechte, weil sie nur als solches sich und ihre Art behaupten kann. Der Verfasser hat das Lebensbild seines Vaters schon vor einer Reihe von Jahren abgeschlossen und lange gezügert, es zu veröffentlichen — mit Unrecht, denn es ist überaus lehrreich, und nicht nur für Hannoveraner; es ist das umsomehr, als es auf den besten Grundlagen fußt, vor allem auf Stüves Briefen an seinen Freund Frommann in Jena, die in ununterbrochener Reihe von 1818 bis 1872 reichen, und aus denen zahlreiche Stücke in den Text aufgenommen sind. Das beigelegte Bildnis entspricht ganz der Vorstellung, die der geschilderte Charakter von dem Äußern des Mannes unwillkürlich erweckt.

Ein glücklicheres Los als dieser Niederdeutsche hatte ein süddeutscher Staatsmann französischer Abkunft, Graf Otto Bray-Steinburg, bayrischer Ministerpräsident in den entscheidenden Jahren 1870/71. „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben,“ nicht gerade eine zusammenhängende Biographie, wohl aber die Darstellung einiger einer solchen ziemlich nahe kommenden Hauptabschnitte in persönlichen Aufzeichnungen oder in den auf solchen beruhenden Schilderungen hat jetzt sein Sohn herausgegeben, Professor R. Th. von Heigel in München bevwortet (Leipzig, S. Hirzel, 1901). Graf Otto Bray entstammte einem normännisch-französischen Adelsgeschlecht, das durch seinen Vater François Gabriel Bray (geb. 1765) nach Deutschland kam

und seit 1800 in Bayern heimisch wurde wie vorher etwa Graf Montgelas. Ursprünglich Malteser Ritter, trat dieser damals in den diplomatischen Dienst Bayerns und wurde 1801 Gesandter in Berlin. Hier wurde Otto Bray als Sohn einer deutsch-livländischen Mutter am 17. Mai 1807 geboren. Auch er widmete sich zunächst der Diplomatie und lernte dabei die Höfe von St. Petersburg, Paris und Athen kennen, bis er 1846 als Minister des Auswärtigen König Ludwigs I. nach München heimberufen wurde, was er trotz der Stürme des Jahres 1848 bis zum Eintritt von der Pfordtens am 18. April 1849 blieb. Seitdem wirkte er als Gesandter in Petersburg, als solcher zugleich in Stockholm beglaubigt, 1859/60 in Berlin, 1860 bis 1870 in Wien. Während dieser Zeit führte er im August und September 1866 die Friedensverhandlungen mit Preußen, über die eine Reihe von tagebuchähnlichen Aufzeichnungen mitgeteilt wird, die den lebhaften Kampf zwischen den anfänglichen, auf große Gebietsabtretungen in Franken gerichteten preußischen Forderungen und den von Bismarck verfolgten Tendenzen auf ein nationales Verteidigungsbündnis ohne wesentliche Gebietsverluste in interessanter Weise beleuchten. Als Fürst Hohenlohe zu Anfang des Jahres 1870 dem Drängen der Ultramontanen und „Patrioten“ weichen mußte, trat Graf Bray an seine Stelle. Ob dabei, wie neuerdings behauptet worden ist, auch französische Einflüsse in Hinblick auf den geplanten Kriegsbund zwischen Frankreich, Osterreich und Italien mit im Spiele gewesen sind, ergibt sich aus diesen „Denkwürdigkeiten“ nicht, wohl aber, daß Graf Bray in Bezug auf die deutschen Dinge das „System“ seines Vorgängers in allen wesentlichen Punkten fortsetzte. Dem entspricht auch sein hier urkundlich belegtes Verhalten in den Julitagen des Jahres 1870, wo er gegenüber der unpatriotischen Thorheit der „Patrioten“ mit aller Entschiedenheit für die Erfüllung des von ihm selbst im August 1866 abgeschlossenen Verteidigungsbündnisses mit Preußen, also für die Beteiligung Bayerns am Kriege mit Frankreich eintrat. Besonders ausführlich sind die dann seit dem September 1870 geführten Verhandlungen über den Anschluß Bayerns an den Norddeutschen Bund behandelt. Gewiß war Graf Bray in seiner Weise gut „deutsch,“ aber eben nach der bairischen Art, d. h. er betrachtete die Souveränität und Selbständigkeit Bayerns, also auch seine „europäische“ Stellung, als das an sich Natürliche und Selbstverständliche und empfand alle Schmälerungen als „Opfer.“ All das ist aber doch, historisch betrachtet, unbegründet. Der deutsche Gesamtstaat und der Anspruch des deutschen Volks auf einen solchen ist weit älter als alle jetzt bestehenden deutschen Staaten, und die „Stämme“ existieren als politische Gebilde nicht mehr, seitdem unsre mittelalterlichen Kaiser die Stammesherzogtümer zerschlagen haben. Bayern ist also historisch wie rechtlich bis 1806 niemals etwas anderes gewesen als ein Stück Deutschlands, sein Herzog oder Kurfürst nichts anderes als Vasall des Kaisers, und es verdankte seine ansehnliche Vergrößerung und seine „Souveränität“ seit jenem Jahre keineswegs seiner inneren Kraft, sondern europäischen Ereignissen, auf die es sehr wenig einwirkte, und der Gunst eines fremden Eroberers. Hätte man sich diese unleugbaren Thatfachen in Bayern und außerhalb immer gegenwärtig gehalten, statt sie sich durch partikularistische Märchen verdunkeln zu lassen, so wäre die deutsche Geschichte seit 1815 anders verlaufen, und der Bruderkrieg gegen Süddeutschland 1866 nicht nötig gewesen. Aus dieser unhistorischen Auffassung entsprang aber noch 1870 das Verhalten der bairischen Staatsmänner. Der Antrag Graf Brays an den König vom 12. September spricht noch von „einer Verbindung Bayerns mit Deutschland,“ als ob es sich etwa um den Anschluß Hollands an das Deutsche Reich gehandelt hätte, will auch von einem Eintritt in den Norddeutschen Bund nichts wissen, sondern eher von einem ganz neuen, auf neuer Grundlage zu errichtenden Deutschen Bunde, und beansprucht auch in einem solchen für Bayern „eine Sonder- und Ausnahmestellung“; ja man dachte in München

bis in den November hinein an eine Gebietsvergrößerung zur Entschädigung für den Verlust der paar Quadratmeilen 1866, während kein anderer Staat, auch Preußen nicht, einen solchen Anspruch erhob, der an die unglückseligen Vergrößerungsgelüste der seit 1792 gegen Frankreich verbündeten Mächte erinnert. Aus diesen — man kann doch ehrlicherweise nicht anders sagen als rückständigen — Ansichten erklärt sich weiter die Schwierigkeit der Verfassungsverhandlungen in Versailles, und um so dankenswerter ist die Veröffentlichung einer Reihe von Briefen Brays aus dieser Zeit. Damit wird auch ein billigeres Urteil über die seiner Zeit in nationalen Kreisen hart getadelten Zugeständnisse Bismarcks an Bayern möglich, denn es ist kein Zweifel, daß nicht nur der König Ludwig II., sondern auch die Mehrheit des bayrischen Volks gerade so dachte wie Bray und — leider — wahrscheinlich noch heute so denkt. Bei Graf Bray ist aber, wie der Bearbeiter mit Recht hervorhebt, schon das Durchdringen zu diesem Grade von nationaler Gesinnung, wie er ihn 1870 bewährt hat, um so anerkennenswerter, als die Familie fremden Ursprungs war und gar keine deutschnationalen Traditionen hatte. Nach der Gründung des Reichs ließ er sogar seinen einzigen Sohn Graf Hippolyt Bray in dessen diplomatischen Dienst eintreten, als den ersten Bayern, der das that, „der vielen einer, denen deutsches Reichsinteresse und bayrisches Landesinteresse identische Begriffe geworden sind.“ Er selbst kehrte im September 1871 als Gesandter nach Wien zurück und versah diesen Posten in voller geistiger Frische noch bis 1897, wo er als ein Neunzigjähriger in den Ruhestand trat. Nach kurzer Krankheit verschied er 1899 in München.

Eine ähnliche Verbindung von Biographie und Aufzeichnungen wie dieses Buch ist ein neues Werk von Heinrich Friedjung: Benedeks nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet. (Leipzig, 1901, Gröbel u. Sommerlatte.) Da wir auf diese wichtige Publikation, die des Herausgebers vorzügliche Arbeit über den Krieg von 1866 (Der Kampf um die Vorkherrschaft in Deutschland) in der wünschenswertesten Weise ergänzt, noch ausführlicher einzugehen gedenken, so begnügen wir uns an dieser Stelle mit dieser kurzen empfehlenden Anzeige. Aus demselben Grunde gedenken wir hier nur mit einer ebensolchen der Fortsetzung eines der allerwichtigsten zeitgeschichtlichen Quellenwerke: Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. 8. Teil: Zwischen zwei Kriegen. Tagebuchblätter aus den Jahren 1867 bis 1869. (Leipzig, S. Hirzel, 1901.) Schon die Bruchstücke, die daraus die Deutsche Rundschau im November 1900 und im Januar 1901 gebracht hat, gaben eine Reihe der allerinteressantesten Einzelheiten über die italienische Politik dieser Jahre, als Bernhardi Militärbevollmächtigter in Florenz war. Als er im April 1869 in derselben Eigenschaft nach Madrid ging, waren die leitenden Kreise in Berlin vollkommen überzeugt, daß das Bündnis zwischen Frankreich, Österreich und Italien schon so gut wie geschlossen sei. Um so interessanter dürften die spanischen Aufzeichnungen Bernhardis werden, und wir hoffen nur, daß ihrer baldigen Veröffentlichung nichts entgegensteht.

Keinen eigentlich wissenschaftlichen Wert beansprucht das Prachtwerk von Hermann Müller-Bohn: Kaiser Friedrich der Gütige. (Berlin, Paul Mittel, 1900.) Aber es bemüht sich, ein möglichst vielseitiges und treues Bild der edeln Persönlichkeit zu geben, und unterstützt dieses Bestreben durch eine Fülle meist gut ausgeführter Illustrationen von historischen Stätten, Szenen und Persönlichkeiten und einige Facsimile. Auch die übrige Ausstattung des ansehnlichen Foliobandes ist vorzüglich.

Eine willkommene Ergänzung zu jeder Bismarckbiographie ist eine Arbeit des Obersten Grafen York von Wartenburg, der kurz nach ihrem Erscheinen in China seinen Tod gefunden hat: Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild. Neunzig Bismarckbildnisse nach den Originalaufnahmen nebst Verzeichnis einer

Sammlung von Bismarckphotographien. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1900.) Graf York beabsichtigt also keineswegs eine vollständige Ikonographie Bismarcks zu geben, schließt vielmehr die Gemälde grundsätzlich aus und bietet nur eine Reihe chronologisch geordneter Photographien, die er selbst noch keineswegs für vollständig hält. Aber sie beginnt mit einem Bilde aus der Frankfurter Zeit von 1858 oder 1859 und schließt mit einer Aufnahme vom 19. Oktober 1897 aus Friedrichsruh. Auch eine Anzahl von Gruppenbildern ist darunter. Erläuternde Bemerkungen über die jeweilige Situation und ein Verzeichnis der Photographien mit dem Datum sind beigelegt. Eine Illustration anderer Art bietet K. Walthers, Bismarck in der Karikatur, mit erläuterndem Text. Stuttgart, Franck (o. J.). Vieles ist daran amüßant, andres, namentlich Wiener Witzbilder, unerlaubt geistlos, manches geradezu widerwärtig.



## Die ergötzlichen Geschichten des Bar-Hebraeus



In der letzten Zeit seines reichen Lebens hat Bar-Hebraeus 727 Geschichten gesammelt, die der bekannte englische Orientalist Wallis Budge zuerst 1897 zusammen mit dem syrischen Text veröffentlicht hat, und die später dann auch unter dem Titel *Oriental Wit & Wisdom or the „Laughable Stories“* collected by Mar Gregory John Bar-Hebraeus (London, Luzac & Co., 1899) in einer Sonderausgabe des englischen Textes allein erschienen sind. Einige der ergötzlichen Geschichten aus Orientalischem Witz und Weisheit kannte man schon im achtzehnten Jahrhundert; deren sechzig hat Morales 1886 in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft in deutscher Sprache veröffentlicht; aber erst durch Wallis Budges Übersetzung ins Englische wird die ganze an Weisheit und Frömmigkeit, Witz und Humor so reiche Sammlung des Syriers einen weitem Leserkreis erringen. Koelbecker nennt Bar-Hebraeus einen der hervorragendsten Männer seiner Kirche und seiner Nation, und William Wright beginnt in der *Encyclopaedia Britannica*, Artikel *Syriac Literature*, die Biographie des großen Mannes mit den Worten: „Alle Schriftsteller Syriens sind in den Schatten gestellt durch seine imposante Figur; er war einer der gelehrtesten und erfahrensten Männer, die Syrien je hervorgebracht hat.“

Abül-Faraj Gregorius war der Sohn eines Arztes zu Melitene, Namens Aron. Ob Aron Jude war oder schon zum Christentum bekehrt, ist nicht sicher; jedenfalls war er jüdischer Abkunft, weshalb sein Sohn „der Sohn des Hebraeus“ hieß. Bar-Hebraeus war 1226 geboren und lernte von seiner frühesten Jugend an arabisch und griechisch. Etwas später widmete er sich der Theologie und Philosophie und betrieb dabei unter den Auspizien seines Vaters und anderer hervorragender Ärzte praktisch die Medizin. Als um 1243 vor den anrückenden Tatarenhorden zahlreiche Bewohner von Malatiah (Melitene) nach Aleppo flohen, kam sein Vater Aron nur durch einen glücklichen Zufall nicht dazu, sich den Fliehenden anzuschließen. Er hatte als Arzt einen tatarischen General zu behandeln, der ihn mitnahm und ihn auch in die Lage setzte, seinen Wohnsitz in Malatiah mit dem sicherern in Antiochia zu vertauschen. Hier vollendete Bar-Hebraeus seine Studien und trat in ein Kloster ein. Dann aber studierte er in Tripolis (natürlich nicht dem afrikanischen) unter dem Nestorianer Jakob Medizin und Rhetorik weiter; sein